

Eine Einführung zum Projekt „Danke für die Wolken“

Mein Projekt hat sich so ergeben. Den Anstoß gab der Auftrag des ersten Patienten, mit dem ich sprach. Er war der erste Hamburger EHEC-Patient, hatte also eine sehr lange Isolationszeit hinter sich und die Krankenhauseelsorgerin schon weggeschickt. „Das bringt doch alles nichts.“ Auf die Frage, was ich ihm denn bringen müsse, damit es was bringt, antwortete er einfach: „ich will hier raus.“ Ein simpler und verständlicher Wunsch, aber quer zur Krankenhauslogik, die aber mit Hilfe der verständigen Ärztin auf der Station ausgehebelt werden konnte. Der erste Spaziergang im glasüberdachten Innenhof war dann für diesen Patienten etwas sehr besonderes. An diesem Tag war das Wetter schön, das Dach aufgeschoben, freier Blick in den Himmel und eine schöne weiße Wolke. Ich hielt diesen besonderen Moment in einem Foto fest.

Weitere erste Wolken folgten und es wiederholte sich dieses Besondere der ersten Gänge für die Patientinnen. Und alle bekommen sie ihre Fotos von dieser „Wiederauferstehung“. Manche hatten Spaß dran, sich im Foto zu inszenieren: den Baum im Innenhof anfassend oder ein Victoryzeichen zu machen trotz Mundschutz ließ sich das triumphierende Lachen erahnen. Wer draußen ist, hat es geschafft. Die Fotos sind die sichtbaren Zeichen. Jeden morgen vor dem Krankenhausbesuch druckte ich alle Fotos vom Vortag mehrfach aus, die Wolkenfotos in reichlicher Auflage, denn es zeigte sich, dass sie auch beim Personal Anklang fanden. Mein Auftrag lautete, mich um die Patienten zu kümmern, die durch ihre Belastungsreaktionen auffielen. Aber dass es einen zweiten ungesprochenen Auftrag gab, wurde rasch deutlich. Krankenschwester und Ärzte machten grenzwertige Erfahrungen und darüber wollten sie reden, häufig im Vorbeigehen, in Einzelgesprächen, „mal eben“. Eine Krankenschwester wurde beim Besuch zuhause ausdrücklich gebeten, nicht an der Familienfeier teilzunehmen, damit sie die anderen nicht anstecke. Das medizinische Personal hatte anstrengende Wochen hinter sich, mit Patienten, die plötzlich psychotisch wurden, auch nicht grade Alltag auf einer gastroenterologischen Station.

Über substanzielle Ängste kann nicht gesprochen werden. Das geht schon situativ nicht, wenn alle mitten in der Anspannung stecken. Die Fotos dagegen sind „Erfolgsgeschichten“, darüber kann gesprochen werden. Für mich sind sie verbunden mit diesen besonderen Momenten, das ist etwas Spirituelles für mich. Auch darüber kann man mit den Klinikärzten nicht sprechen. Wobei es einen Widerspruch gibt: sie möchten es spüren, aber es darf nicht angesprochen werden. In dieses Dilemma spannen sich die Fotos, da ist dann ganz viel Resonanz, aber: sprich nicht drüber!

Es gibt ein Gedicht von Hans Magnus Enzensberger, das für mich eine Art „Gebet eines Ungläubigen“ zu sein scheint, das legte ich zu den Wolkenfotos.

Empfänger unbekannt - Retour à l'expéditeur

Vielen Dank für die Wolken.

Vielen Dank für das Wohltemperierte Klavier und, warum nicht, für die warmen Winterstiefel.
Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn und für allerhand andre verborgne Organe,
für die Luft, und natürlich für den Bordeaux.

Herzlichen Dank dafür, dass mir das Feuerzeug nicht ausgeht,
und die Begierde, und das Bedauern, das inständige Bedauern.

Vielen Dank für die vier Jahreszeiten,
für die Zahl und für das Koffein,
und natürlich für die Erdbeeren auf dem Teller,
gemalt von Chardin, sowie für den Schlaf,
für den Schlaf ganz besonders,
und, damit ich es nicht vergesse,

für den Anfang und das Ende und die paar Minuten dazwischen inständigen Dank, meinetwegen für die Wühlmäuse draußen im Garten auch.

Mit meinen verummten Spaziergängern ergaben sich dann viele Gespräche, es kam etwas in Bewegung, im Gehen spricht es sich anders, leichter. Auch die Besucher wurden fotografiert, sie bekamen ihre Fotos ebenfalls. Auch sie mussten aus der Angstzone kommen. Isolation und plötzliche schwere Erkrankung sind nicht „normal“. Angst haben zu müssen um das Leben der Tochter, Freundin oder Ehefrau, die bis grade noch völlig gesund war, ist nicht „normal“, sondern beängstigend. Die Fotos vom Familienbesuch können da wieder ein Stück vertraute Normalität vermitteln, die Angst bannen. Eines der Wolkenfotos vom ersten Spaziergang zeigt noch den Ständer mit der Blutkonserve gegen den kitschig-roten Abendhimmel. Ein Junge bestellte dann bei mir gar ein Foto: ich solle doch mal die Mutter an der Dialyse fotografieren, das könne er sich gar nicht vorstellen. Worüber man nicht sprechen kann, das sollte man fotografieren.

Es ging mir also nicht darum, an meine Arbeit eine kleine kreative Schleife zu binden. Die Arbeit mit den Fotos wird zu einem integralen Bestandteil meines Vorgehens. Es ist eine Form, etwas nicht Sprechbares zum Ausdruck zu bringen und es nicht vorschnell verbal festzunageln. Als Supervisorin ist es meine Form gewesen, mit Abwehr respektvoll umzugehen. Psychotraumatologisch gesehen war es eine gute Möglichkeit, den nötigen Abstand zur Situation zu schaffen. Natürlich sind die Gespräche immer der Kern des Ganzen, da entsteht die Verbindung mit den Patientinnen, aber es gibt eben viele Sätze und Gedanken, die mit einem Menschen nicht gesprochen werden können, der noch in der Gefahrenzone Intensivstation liegt. Da vermitteln eben die Bilder, die nähren, sie versprechen aber nichts, solange es nichts zu versprechen gibt. Sie sind ein guter Lock- und Verbindungsstoff. Und sie sind greifbar, auch nicht so schlecht bei all dem Ungreifbaren der Krankheit, die mit „Versuch und Irrtum auf hohem Niveau“ bekämpft werden muss.

Gegen Ende wächst der Spaßanteil bei den Fotos: es entstanden Serien, die fröhlich sind oder gar komisch. Vom dramatisieren wurde ja auch nichts besser. Es gab auch andere schöne Lockstoffe: Erdbeermarmelade, ein kleines TippKick, ein warmes Zimtfranzbrötchen, eine frische Sonntagszeitung am Morgen, Geburtstagskerzen: aber das waren Einzelaktionen für Einzelne. Die Fotoaktion dagegen war ein verbindendes Moment auch zwischen den Patienten, ein Narrativ konnte damit entstehen. Ich erzähle Erfolgsgeschichten: die und der waren schon draußen, X. braucht keine Dialyse mehr, bei Frau Y. waren heute alle drei Kinder da und die waren so stolz, dass sie Blumen vom Taschengeld gekauft hatten, Frau Z. kommt heute auf die Normalstation. Das erzählen rückt die ebenfalls ebenfalls isoliert liegenden anderen Patienten ins Bewusstsein: es ist anscheinend ein gutes Gefühl, nicht allein mit der Krankheit zu sein, es ist auch ein Weg aus der Zentriertheit auf die eigene Person, die sich zwangsläufig in der Isolation einstellt. Die anderen Patienten rückten den Betroffenen auch durch Geschichten und eine gemeinsame Fotoaktion näher, die wir für Pfleger und Ärztinnen machten. Geschichten sammeln und verteilen, Fotos als Balancemedium, das war eine gute Mischung.

Eine Szene:

Ich klopfe an die Tür eines Patientenzimmers, trete ein, und sehe eine Krankenschwester, die der Patientin den frisch einoperierten Dialysezugang versorgt. Ich will wieder gehen, werde aber von beiden aufgefordert zu bleiben, das würde sie schön ablenken. Die Patientin will mir was Nettes sagen: „Ach, es ist ja schön, dass Sie jetzt da sind. Für die Pfleger sind wir ja oft nur ein Stück Fleisch.“ Die Krankenschwester zuckt innerlich zusammen, sagt aber nichts. Ach, das glaube ich nicht, sag ich, grad die EHECs sind Patienten, an denen hier alle nach den langen Wochen sehr hängen. Und das Personal hat es ja auch grad nicht leicht mit den vielen Überstunden, heftigen Nachtschichten und zuhause Menschen, die sich davor fürchten, angesteckt zu werden. Dann frage ich so nebenbei die Schwester, die dabei weiter die Patientin versorgt ob sie so was auch schon erlebt habe. Bin sicher, sie hat. Sie berichtet

dann auch von dem Besuch zuhause.... in dem Moment begreift die Patientin, dass ihre Krankheit auch bei anderen Spuren hinterlässt.

Diesem Impuls gingen wir dann in dem gemeinschaftlichen Fotoprojekt „Danke“ nach, dass die Patienten für die Schwestern und Ärzte herstellten. Die Fotos von den ersten Spaziergängen und Besuchen reicherten die Patientinnen mit kleinen Texten des Dankes an. Auch dies war ein wichtiger Schritt der Kräftigung: wer danken kann, hat wieder was zu geben.

Nach gut drei Wochen waren alle Patienten von der Intensivstation entlassen, meine Arbeit endete. Das Fotoprojekt war ein wichtiger Teil dieser Arbeit. Er hatte sich „so ergeben“, war also aus den Impulsen der Patienten und meiner Resonanz darauf entstanden, spielerisch. Die Leichtigkeit im Spielerischen ermöglichte viel an Kontakt und an Öffnung und hatte eine Wirkung, die gut war gegen die Angst. Diese therapeutische Wirkung muss sicherlich genauer beschrieben werden. In diesem kleinen Text hier geht es zunächst nur um eine Einführung zum Projekt.

Spiel im Ernstfall: dringend empfohlen zur Nachahmung.

Ute Plagge 11/2011